

Der Neid als Motor der Marktwirtschaft

Ohne Neid kein wirtschaftlicher Fortschritt: Das haben die Wirtschafts- und Gesellschaftstheoretiker früh erkannt. Einer der wichtigsten – wenn nicht gar der wichtigste – ist Adam Smith. Dem schottischen Moralphilosophen und Aufklärer ging früh auf, dass der soziale Vergleich *der* Schmierstoff eines Gemeinwesens ist, das nicht mehr wie das mittelalterliche von Standesschranken bestimmt ist, die dafür sorgen, dass Ungleichheit als sozusagen gottgewollt akzeptiert wird. Ein wunderbares Beispiel dafür, wie diese Vorstellung dennoch als nostalgisches Programm auch in die postmoderne Gesellschaft hineinwirken kann, ist die überaus erfolgreiche englische TV-Serie »Downton Abbey«, die in sechs Staffeln mit zwischen 2010 und 2015 aufgestrahlt wurde: Auf dem Herrnsitz von Lord und Lady Grantham ist die Welt, auch wenn die beginnende Moderne des Jahres 1912 in sie hineinragt, in einer Hinsicht offenbar für immer und ewig in Ordnung: Oben residiert die adelige Familie, persönlich umsorgt von Kammerdienern und -dienerinnen, unten befinden sich die Räume der sonstigen Bediensteten, die sich hingebungsvoll Tag und Nacht um das Wohl ihrer Herrschaft kümmern: Neid ist da Fehlannonce. Vielleicht hatte die Serie deshalb eine so beruhigende Ausstrahlung auf die Mitglieder der globalen Neid- und Konkurrenzgesellschaft. In den Realitäten des 18. Jahrhunderts, des Zeitalters der Aufklärung, war Schluss mit den Privilegien von Geburt an – zumindest in der Theorie. Und in Frankreich baumelten ja auch bald die Adeligen an den Laternen.

Adam Smith und die unsichtbare Hand

Doch zurück zu Adam Smith. Er stellt sich den Weg in die freie Marktwirtschaft in seinem Hauptwerk *Wohlstand der Nationen*

folgendermaßen vor: »Ein Mann, der armer Leute Kind ist, den jedoch der Himmel in seinem Zorn mit Ehrgeiz heimgesucht hat, wird, wenn er anfängt, um sich zu blicken, die Verhältnisse des Reichen bewundern.« Schön ausgedrückt. »Wenn er anfängt, um sich zu blicken«: Das ist die Voraussetzung für sein späteres Handeln, sein Motor. Dieser Mann blickt nicht nur auf sich, auf seine eigenen bescheidenen Verhältnisse: Er sieht sich um und erkennt dabei, dass es dem anderen, dem Reichen, besser geht als ihm. Dass der etwas besitzt, das er nicht hat. Bei Adam Smith führt dieser Vergleich nun nicht zu zerstörerischen Gefühlen und Gedanken, der Reiche solle so wenig haben wie er selbst, sondern zur Bewunderung. Einem wegen seines Besitzes bewunderten Menschen wird man – wenn man vom Ehrgeiz, sprich Neid, befallen ist – nachzueifern wollen. Der eigene Status quo kommt einem plötzlich erbärmlich vor: Der Mensch empfindet einen tiefgreifenden, womöglich mit Scham besetzten Mangel, der ihn nicht mehr ruhen lässt. Er, so Smith, »wird sich vorstellen, um wieviel besser und angenehmer er in einem Palaste untergebracht wäre. [...] Er ist ganz bezaubert von diesem Bilde einer in weiter Ferne liegenden Glückseligkeit.« Dieses Bild bekommt er nicht mehr aus dem Kopf. Es spornt ihn an, alle erdenklichen Mühen auf sich zu nehmen, um dem Reichen in seinem Reichtum ebenbürtig zu werden. Die Gegenwart ist ihm nichts mehr, die Verheißung einer glücklichen Zukunft, in der er erreicht haben wird, was ihm jetzt fehlt, ist ihm alles. Er lebt allein auf diese Verheißung hin: »Sein ganzes Leben hindurch jagt er hinter dem Bilde einer gewissen künstlichen Ruhe her, die er vielleicht niemals erreichen wird und der er eine wirkliche Seelenruhe opfert, die zu erwerben jederzeit in seiner Macht steht.« Und wenn er sich restlos verausgabt, seinen Körper von den Mühen der Arbeit und von Krankheiten zerstört hat, »dann erst fängt er an, zu bemerken, dass Reichtum und Größe bloßer Tand sind, dass ihr Nutzen lächerlich gering«¹⁷.

Beschreibt Adam Smith hier nicht schon ziemlich präzise das Funktionieren des auf Wachstum und sich stetig mehrenden Wohlstand gründenden Wirtschaftssystems, das längst die gesamte Menschheit ergriffen hat? Das nicht nur zur Ausbeutung menschlicher, sondern auch natürlicher Ressourcen geführt hat? Warum kann der arme Mann sich nicht zufriedengeben mit dem, was er hat, und darin seine Seelenruhe finden? Weil er, sagt Smith, im Vergleich mit anderen nach Auszeichnung und Anerkennung strebt: »Die Freuden, welche Wohlstand und hoher Rang bieten, drängen sich aber, wenn sie in diesem Zusammenhang betrachtet werden, der Einbildungskraft als etwas Gutes und Schönes und Edles auf, dessen Erlangung wohl alle die Mühen und Ängste wert ist, die wir so gerne auf sie zu verwenden pflegen.« Smith hält diese Vorstellungen tatsächlich für Schimären, für Gespinnste der Einbildungskraft, aber er begrüßt diese Selbsttäuschungen ausdrücklich: »Und es ist gut, dass die Natur uns in dieser Weise betrügt. Denn diese Täuschung ist es, was den Fleiß der Menschen erweckt und in beständiger Bewegung erhält.« Gerade weil er nie erreicht, was er sich wünscht, wird dieser fleißige Mensch einer Gesellschaft, die sein Wünschen anstachelt, von großem Nutzen sein.

Und wie ist es um diejenigen bestellt, die diese Täuschungen nicht nötig haben, weil sie schon reich sind? Hier kommt die ominöse »unsichtbare Hand« ins Spiel, für die Smith schon oft kritisiert worden ist. Und tatsächlich: Wenn man die entsprechende Stelle liest, starrt einen in den Zeilen nichts als Willkür beziehungsweise Wunschdenken an. Die Reichen, so Adam Smith, »verzehren wenig mehr als die Armen, trotz ihrer natürlichen Selbstsucht und Raubgier, und obwohl sie nur ihre eigene Bequemlichkeit im Auge haben, obwohl der einzige Zweck, welchen sie durch die Arbeit all der Tausende, die sie beschäftigen, erreichen wollen, die Befriedigung ihrer eigenen eitlen und unersättlichen Begierden ist, trotzdem teilen sie doch mit den Armen den Ertrag

aller Verbesserungen, die sie in ihrer Landwirtschaft einführen. Von einer unsichtbaren Hand werden sie dahin geführt, beinahe die gleiche Verteilung der zum Leben notwendigen Güter zu verwirklichen, die zustandegekommen wäre, wenn die Erde zu gleichen Teilen unter alle ihrer Bewohner verteilt worden wäre, und so fördern sie, ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es zu wissen, das Interesse der Gesellschaft und gewähren die Mittel zur Vermehrung der Gattung.«¹⁸

Schön wär's, kann man da nur sagen: Durch die »unsichtbare Hand« (Gottes?) wird aus dem gierigen Besitzer – von Land, Immobilien, Firmen etc. – einer, der die lebensnotwendigen Güter »fast« gerecht verteilt. Hat man so etwas in der Geschichte des Kapitalismus schon mal gehört? Wohl kaum. Was aus Adam Smiths Theorie der durch eine metaphysische Macht regulierten Marktkräfte ein fiktives Modell macht, das in der Realität durch die entfesselten Marktkräfte Lügen gestraft wird.

Bernard Mandeville und die Bienenfabel

Interessant ist, dass der Begriff des Neides in Adam Smiths Theorie kein einziges Mal auftaucht. Er beschreibt seinen Effekt, aber benennt ihn nicht: Was einmal mehr ein Beweis dafür ist, wie sehr diese »Todsünde« im Lauf ihrer langen abendländischen Geschichte immer wieder negiert, ins Verborgene geschoben, verdrängt und tabuisiert wurde. Als dürfe man den Geist nicht aus der Flasche lassen – und genau das passiere, indem man ihm einen Namen gebe. Der niederländische Arzt und Sozialtheoretiker Bernard Mandeville, Verfasser der berühmten »Bienenfabel«, erstmals 1714 unter dem Titel *The Fable of The Bees: or, Private Vices Publick Benefits*¹⁹ erschienen, hatte damit weniger Probleme. Der unerschrockene Mediziner, der mit dieser Publikation großen Erfolg beim Publikum hatte – es erschienen mehrere Auflagen, schon 1761 wurde die »Bienenfabel« ins Deutsche übersetzt –, stellte die

Behauptung auf, wirtschaftlicher Erfolg knüpfe sich nicht an hehre Tugenden, sondern an Laster, wie eben und im Besonderen den Neid. Über den Neid schreibt Mandeville, der ein großer Realist gewesen sein muss: Er glaube nicht, »dass es ein zur geistigen Reife gelangtes Wesen gibt, das nicht irgendeinmal von diesem Gefühle in vollem Ernst erfüllt gewesen wäre, und doch habe ich keinen getroffen, der anders als im Scherze einzugestehen wagte, sich seiner schuldig gemacht zu haben«.

Mit solchen Aussagen machte sich Mandeville allerdings keine Freunde. Seine Ansicht, dass persönliche Tugenden wie Genügsamkeit und Friedfertigkeit die Gesellschaft weniger nach vorn brächten als Luxus, Verschwendung, Krieg und Ausbeutung, musste auf den Widerspruch der an das Gute im Menschen glaubenden tugendhaften Zeitgenossen stoßen. Auch Adam Smith, man kann es sich lebhaft vorstellen, verurteilte die moralfreien Auffassungen des Kollegen, der mit der »Bienenfabel« angeblich nur eine Satire hatte schreiben wollen. Bernard Mandeville, Nachkomme eines wallonischen Offiziers und Hugenotten, redete indes Klartext: »Die alles für eine Gesellschaftersprießliche aus einem guten Prinzip ableiten möchten, schreiben den Wetteifer der Schüler einem sittlichen Streben zu. [...] Sehen wir aber näher zu, so werden wir finden, dass dieses Opfer an Ruhe und Bequemlichkeit bloß dem Neid und Ehrgeiz gebracht wird.« Dass der Mann Realist war, wird man ihm kaum zum Vorwurf machen können. Sein Fazit: Der Prozess der Zivilisation ist nicht darauf angelegt, das Laster des Neides zu besiegen, sondern es zu zähmen, indem die Selbstverleugnung neidischer Neigungen mit gesellschaftlicher Achtung belohnt wird. Wer umgekehrt seinen Neid offen zeigt, wird geächtet. Zu beseitigen ist er in einer auf Konkurrenz und Wettbewerb fußenden Gesellschaft nicht. Er ist im Gegenteil ihr Motor. Der Philosoph Peter Sloterdijk spricht in einer schönen Wendung von der Gesellschaft als einem »Neidkraftwerk«.

Das Institut der deutschen Wirtschaft und die Todsünden

Mit dieser produktiven Umwidmung eines negativ besetzten Gefühls beschäftigt sich auch die heutige Wirtschaftswissenschaft. Das Institut der deutschen Wirtschaft (IW) hat 2021 einen Forschungsbericht unter dem Titel *Die sieben Todsünden* von Dominik H. Enste und Johanna Kary veröffentlicht. Untertitel: »Verhaltensökonomische Interpretationen und Handlungsempfehlungen.« In dem knapp 120 Seiten umfassenden Papier werden nacheinander alle Todsünden auf ihr ökonomisch verwertbares Potenzial hin abgeklopft: »Statt einer rein tugendethischen Verurteilung der Menschen, die ihnen erliegen, wird ergründet, wie sich das Verhalten in andere Bahnen lenken und die Sehnsüchte steuern lassen, um die negativen Konsequenzen zu vermeiden.«²⁰ Will sagen: Wie kann es der Wirtschaft gelingen, die »den Todsünden zugrunde liegenden Motive so zu verändern und zu lenken, dass für alle positive Folgen entstehen und die Gesellschaft nicht unter ihnen leidet?« Das klingt auf den ersten Blick ziemlich uneigennützig. Ist es aber natürlich nicht, denn letztendlich geht es ja darum, wie Unternehmen durch die Analysen der Verhaltensökonomik ihren Profit steigern können. Die Grundvoraussetzung dieser Disziplin besteht darin, dass sie nicht das erwünschte, sondern das tatsächliche Verhalten der Menschen in den Blick nimmt. Die Menschen, so die Erkenntnis der Verhaltensökonomien, sind nicht blind von Gefühlen geleitet, sondern werden systematisch von ihnen beeinflusst. Diese Systematik kann man analysieren und die entsprechenden Schlüsse daraus ziehen.

Neid im Labor: das Ultimatumspiel

Warum sich Menschen so oder so entscheiden, wird von der Verhaltensökonomik in Laborexperimenten erforscht. Untersucht wird der Einfluss von sozialen Normen, Emotionen oder kogni-